

# Auf den Spuren des alten Fritz

Von Chr. Splittgerber – Eventin

Das Andenken des großen Königs Friedrich II., des Großen, lebt noch heute in unserm Volke, obwohl er seit länger als 125 Jahren sein Auge für immer geschlossen. Am 24. Januar war sein zweihundertjähriger Geburtstag. Schier unermesslich ist die Zahl der Festschriften, die sein Bild in der Seele des deutschen und namentlich des preußischen Volkes wieder klar und lebendig machen sollen. In allen Schulen soll des Heldenkönigs gedacht werden, damit durch sein leuchtendes Vorbild unsere Jugend ermuntert werde zu vaterländischer Gesinnung und heldenhaftem Mute. Ja, es tut bitter not, aus der Geschichte unseres Vaterlandes zu lernen, wie Preußen durch die Fürsorge seiner Könige groß und stark geworden ist. Es ist noch nicht lange her, als das Hauptblatt der Sozialdemokraten schrieb, daß Preußen viele Jahrzehnte hindurch von wahnsinnigen Fürsten regiert worden sei. Ihre ganze Geschichtsschreibung sucht die Verdienste unseres Herrscherhauses nicht nur zu schmälern, sondern vollständig zu leugnen, ja man sucht dem Volke weiß zu machen, daß es nicht durch die Fürsorge seiner Fürsten, sondern trotz ihres Regiments zu seiner hohen Blüte gekommen sei. Aber alle diese Verdächtigungen werden schließlich doch an dem gesunden Sinne unseres Volkes scheitern. Solche Fürstengestalten wie Friedrich Wilhelm I., der „Bauernkönig“, und der alte Fritz werden noch lange fortleben. Und wer sich liebevoll in die Geschichte unserer engeren Heimat hier am Ostseestrande versenkt, wird die Segensspuren ihrer Tätigkeit überall finden. Gewiß erscheinen sie uns zunächst als Kriegshelden und Soldatenkönige, wie sie mit ihren kampfgewöhnten Heeren auch den übermächtigsten Feind bezwungen und des Vaterlandes Grenzen geschützt und erweitert haben. Noch größer ist ihr Ruhm, den sie sich durch ihre Friedenswerke erworben haben.

So möchte ich denn den Lesern etwas davon erzählen, wie der alte Fritz auch unsere Heimatprovinz Pommern und insonderheit unsere Gegend mit seiner Fürsorge bedacht hat. Als „Kolonisator Pommerns“ hat er tausende von Bauerhöfen gegründet und eine ganze Reihe Dörfer neu angelegt. Die Landwirtschaft hat er ganz neue Bahnen gewiesen und mit rücksichtsloser Energie darauf gehalten, daß seine Verordnungen zum Segen des Bauernstandes auch durchgeführt wurden. Jedem Untertan stand sein Herz offen, das hat selbst eine Jamunder Bäuerin, Barbara Bulgrin, erfahren. Endlich zeigen die Kriegsnöte, daß in seinen Soldaten der Heldennut des großen Königs lebte, und daß seine Untertanen auch in den Zeiten größter Bedrängnis treulich ausharrten und auf des Königs endlichen Sieg vertrauten.

Was ich in den folgenden Abschnitten aufzeichne, entstammt nur zu einem Teile gedruckten Büchern, die man leicht nachlesen kann. Vieles habe ich aus den Archiven, namentlich den Kirchenbüchern und den Verordnungen, deren manche den bezeichnenden Namen „strikte Ordres“ führen, entnommen. So mögen denn auch diese bescheidenen Ausführungen ein kleines Blatt in dem Ruhmeskranze des großen Königs bilden !

## **I. Friedrich der Große als Kolonisator Pommerns**

Gewöhnlich wird angenommen, daß Friedrich der Große mit der Besiedelung Pommerns erst nach dem siebenjährigen Kriege begonnen habe, um die Wunden und Schäden dieses Krieges zu heilen und die durch die vielen Schlachten auch in Pommerns Bevölkerung gerissenen Lücken durch Ansiedelung auswärtiger Familien wieder auszufüllen. Das ist aber nicht zutreffend. Sondern der König übernahm mit dieser Tätigkeit ein Erbe, das ihm sein Vater Friedrich Wilhelm I. hinterlassen. Dieser hatte viele Ansiedler aus dem Reiche, der Pfalz und der Schweiz ins Land gerufen, er hatte den fast 20000 Salzburgern, die in der Winterkälte des Jahres 1721 zu 22 vom Bischof Firmian aus ihrer Heimat um des evangelischen Glaubens willen grausam verjagt worden waren, in Ostpreußen eine neue Heimat gegeben. Und was der Vater begonnen, setzte der Sohn sogleich fort. Schon am 8. Juli 1740, nach soeben erfolgtem

Regierungsantritte, sehen wir ihn auf einer Reise nach Pyritz und Stargard, und, von den Kriegsjahren abgesehen, ist er alljährlich in unserer Heimatprovinz gewesen, nicht nur, um die Truppen zu besichtigen, sondern vielmehr noch, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob seine Verordnungen für Verbesserung des Landes ausgeführt, und die mit der Ausführung seiner Befehle betrauten Beamten auch ihre Schuldigkeit getan hätten.

Aus diesen vielen Reisen, es sind wohl mehr als dreißig gewesen, ersehen wir ein zweifaches: wie lieb unser Pommern dem alten Fritz gewesen ist, und auch wie nötig es war, für unsere damals noch so öde und arme Provinz zu sorgen.

Schon sein Vater hatte ihm die Pommern als „treu wie Gold“ gepriesen, „wenn sie auch bisweilen räsonnieren“. Zu Diplomaten erschienen sie ihm nicht geeignet, „weil ihre Offenherzigkeit nicht in die Politik hineinpaßt, wo man oft List gegen List ausspielen muß“, aber „sie haben einen graden Sinn; Pommern ist von allen Provinzen die, welche die besten Kräfte sowohl für den Krieg, wie für die andern Dienstzweige hervorgebracht hat“. Geradezu beschärend aber ist das Urteil des Königs, das er im Jahre 1750 zu Stargard gegenüber den pommerschen Ständen äußerte: „Ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit zur Verteidigung des Vaterlandes sowohl im Felde als zu Hause mit Gut und Blut beigestanden haben“.

So ist es denn kein Wunder, daß der König dieser von ihm so geliebten und gepriesenen Provinz seines Reiches um so mehr Förderung und Hilfe zuteil werden ließ, als sie dieser auch reichlich bedurfte. Pommern hatte 1740 auf etwa 506 Quadratmeilen nur etwas mehr als 300000 Einwohner, war als bei etwa 600 Einwohnern auf eine Quadratmeile ein äußerst dünn bevölkertes Land. Für beide, Stadt und Land, sorgte nun der König. Den Städten gab er Geld für Aufbau von Häusern, Anlegung von Fabriken, Ansetzung von Wollspinnerfamilien, und Anlegung von andern gewerblichen Unternehmungen, z. B. der Seidenraupenzucht. Auf dem Lande galt es, Sümpfe trocken zu legen, Seen abzulassen, Flußläufe zu regulieren und Wälder auszuroden, um fruchtbares Ackerland und ertragreiche Wiesen zu gewinnen. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, der König das große von Damm und Gollnow bis nach Gartz und Greifenhagen sich erstreckende Oderbruch in den Jahren 1747 – 53 in ein schönes Wiesengefilde umgewandelt und hier vor dem blutigen siebenjährigen Kriege „einen in der Stille geführten siebenjährigen Krieg“ unternommen.

Um all dies Neuland zu beackern und dessen Erträge zu genießen, mußten neue Dörfer gegründet werden. Von den im ganzen preußischen Staate so entstandenen 900 Dörfern entfallen auf Pommern allein 159, und dabei sind einzelne Höfe in schon bestehenden 62 Ortschaften, sowie Vorwerke von Gütern noch garnicht mitgerechnet.

Uns interessieren in der engeren Heimat folgende Dörfer: Im Kreise Köslin Meyringen und Schwerinstal, beide im Jahre 1749, also schon vor dem siebenjährigen Kriege begründet, ferner Cluß (1764). Über erstere beiden berichtet Pastor Malichius im Kirchenbuche des nahe gelegenen Eventin: „In diesem Herbst ist auf Königliche Ordre der Anfang gemacht, den Kinkel auszuroden am Gollenberg zu einem Dorf; ingleichen der Stammnitzer Wald, allwo viele große Bäume ausgerodet und ein Dorf gebauet werden soll, welches mit den emigrierten (ausgewanderten) Pfälzern soll besetzt werden“. Mit letzteren Worten ist das Dorf Wilhelmine (1749) im Schlauer Kreis gemeint. Ferner kommen in betracht Coccejendorf bei Schlawe (1749), Schöningswald bei Rügenwalde (1753) und Neu-Kuddezow (1753). Auch einige Höfe in Damshagen sind im Jahre 1770 neuerrichtet. Im Stolper und im Bütower Kreise sind je sieben Dörfer neu erbaut und in sieben schon bestehenden Dörfern neue Höfe eingerichtet worden.

Wo kamen nun aber die Kolonisten her? Aus aller Herren Länder. Schon im Jahre 1747 wanderten in sechs Zügen 250 Pfälzer Familien nach Pommern, die in ihrer Heimat von den fanatischen Katholiken hart bedrängt wurden und bei ihrem Landesherrn keinerlei Schutz fanden. Da sie in so großer Zahl kamen, nannte man die Kolonisten allgemein „Pfälzer“, auch wenn sie ganz wo anders ihre Heimat hatten. Jedenfalls sind die Ansiedler von Coccejendorf, Wil-

helmine und Schwerinstal wirkliche Pfälzer gewesen. In Meyringen finden wir Mecklenburger, die etwa 200 Familien stark in Pommern eine neue Heimat suchten und fanden. Die Schöningswalder stammten aus Polen. Es waren jedoch keine polnischen Katholiken, sondern Evangelische aus Westpreußen, das 1772 bei der ersten Teilung Polens eine preußische Provinz geworden war. In Schwerinstal sind auch einzelne Schwaben aus Württemberg angesiedelt worden.

Nun ging aber die Ansiedelung nicht immer glatt von Statten. Viele Familien kamen aller Mittel entblößt in der neuen Heimat an, und die Städte und Königlichen Ämter, auf deren Grund und Boden die Siedelungen lagen, weigerten sich, die Mittel zum ersten Unterhalt derselben zu geben. Den aus dem Süden stammenden Ansiedlern bekam das rauhe Klima und die ungewohnte Arbeit des Rodens der Bäume sehr schlecht, sodaß manche Ankömmlinge wieder ausrissen und eine neue Besiedelung wieder vorgenommen werden mußte. Der Überlieferung zufolge machten sich auch die Schwerinstaler Pfälzer, denen die Ostseestürme am Nordabhange des Gollenberges zu arg um die Ohren piffen und die Hände bei der Rodearbeit „verklamten“, schleunigst von dannen, während die abgehärteten Mecklenburger in Meyringen tapfer aushielten. Schwerinstal aber wurde zum zweiten Male durch Jamunder besetzt. Übrigens ließ sich der König durch die Klagen der Beamten über wirkliche oder vermeintliche Faulheit und Untüchtigkeit der Kolonisten nicht im geringsten beirren, sondern hielt mit rücksichtsloser Strenge darauf, daß das Werk der Besiedelung durchgeführt wurde. Er ist äußerst ungehalten darüber, daß „einige unserer Beamten bei der bisherigen Lieferung der nach Preußen abzuschickenden Kolonisten gar gröblich expediret und Verschiedene mit Gewalt aufgegriffen und gar fortgeschicket haben sollen“. Daher wird „wider solche Verfahrnung lt. Edikt 1723 strenge Beahndung vorbehalten und anbefohlen, die verheißenen Vergünstigungen den Kolonisten überall zu gewähren, als freier Transport zu Wasser und Lande, Militärfreiheit, unentgeltliches Bauholz aus staatlichen Wäldern, neun Freijahren von allen Amts- und Kriegsleistungen u. a. m.“

Schließlich noch ein Wort über die auffallenden Namen der Kolonistendörfer. Die Benennung hatte der König den pommerschen Behörden überlassen, aber angeordnet, daß „je simpler solche Namens sein, je besser es damit sein wird“. So finden wir den König, die Mitglieder des Königlichen Hauses, Minister, Generale und die Gehilfen bei diesem großen Kolonisationswerke wieder. Wilhelmine heißt nach der Schwester des Königs. Coccejendorf trägt seinen Namen nach dem berühmten Großkanzler Samuel v. Cocceji, der sich um die Verbesserung der Rechtspflege in Preußen sehr verdient gemacht hat und bis zu seinem 1755 erfolgten Tode bei dem König in hohem Ansehen stand. Er war durch seine Gemahlin Johanna Charlotta v. Baschefer auch Besitzer der Güter Wusseken, Repkow, Kleist und Laase. Schwerinstal und Meyringen erinnern uns an berühmte Generale. Der 73jährige Feldmarschall Schwerin fand in der blutigen Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 den Heldentod, als er die Fahne in der Hand seinem Regimente voranschritt. In dem Namen Schöningswalde hat sich ein pommerscher Kammerpräsident verewigt.

Heute unterscheiden sich unsere Kolonistendörfer, die vor 150 Jahren gegründet sind, in nichts von den umliegenden Dörfern. Nach schweren Anfängen, nach harter Mühe und Arbeit haben die Väter ihre Scholle urbar gemacht und ihren Kindern und Nachkommen ein sichere Brotstelle hinterlassen. Mögen die heutigen Bewohner stets dessen eingedenk sein, daß der große König einst ihre Vorväter hierhergerufen, und daß sie seiner landesväterlichen Fürsorge ihre jetzige Heimat verdanken.

## **II. Coccejendorf**

Anfang November 1748 erhielt der Schlauer Magistrat von der Kriegs- und Domänenkammer in Stettin die Weisung, Ansiedler würden nach Schlawe geschickt werden, die sich auf einem „Rodeort“ anbauen sollten, und zwar sollten sie die Urbarmachung des Waldes und den Bau

der Höfe gegen gewisse Freijahre übernehmen. Am 8. Dezember trafen denn auch die Ansiedler, 12 Familien aus der Pfalz und vom Rhein, mit insgesamt 58 Personen ein. Ihre Namen waren Adolf Mehring, Ulrich Nagelschmidt, Lorenz Kloh, Joh, Philipp Weißgerber, Johann Voltz, Caspar Kröning, Johann Pfeiffer, Joh. Valentin Henkel, Joh. Georg König, Joh. Heinrich Krafft, Jakob Richter und Jakob Rupp. Sie bekannten sich zur reformierten Kirche. Von Kloh stellte sich später heraus, daß er Katholik war; er hatte sich aber von seinem Schwiegersohn Weißgerber nicht trennen wollen, und sich für reformiert ausgeben müssen, da Katholiken von dieser Siedelung ausgeschlossen waren. Mit dem Vermögen all dieser Leute stand es sehr schlecht. Keine Familie hatte Vieh, das Gerät zum Roden mußten sich die meisten erst anschaffen, an Geld besaßen Kloh 50 Thaler, vier andere konnten je 33 Thaler aufweisen, und die übrigen besaßen nichts. Zur Besiedelung war die damals „wüste“ Feldmark Schwanzenhagen, etwa eine Meile nördlich von Schlawe, ausersehen. Hier sollten die 12 Ansiedler je einen Hof erhalten, und zwar nach dem von der Kammer ausgearbeiteten Kostenanschlage: je 3 Morgen Gehöft und Wurt, 50 Morgen Land und 20 Morgen Wiese. Die Kosten betragen für Roden 2182 Thl., für die Gebäude 2916 Thl. und für Anlegung eines Abzugsgrabens 91 Thl. 16 Ggr. Für jeden Wirt sollten 3 Pferde à 15 Thl., 2 Kühe à 7 Thl. und einiges Korn im Gesamtwerte von 871 Thl. beschafft werden.

So waren also die Gesamtkosten der Anlegung der Kolonie auf 6061 Thl. angenommen, und wenn einiges gerodete Holz für 600 Thl. verkauft werden könnte, blieben 5461 Thl. Kosten übrig. Dieses für damalige Zeiten nicht unbedeutende Kapital sollte Schlawe aufbringen, die Kolonie wurde dadurch Eigentums- oder Kämmereidorf, und die Kolonisten mußten, wenn die Freijahre vorüber waren, einen „Erbzins“ von je 28 ½ Thl. an die Stadtkasse zahlen. Auf dem Papier nahm sich diese Rechnung gut aus, aber in der Tat war diese ganze Besiedelung für beide Teile, für die mittellosen Ansiedler, die nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren konnten, und für den Magistrat, der immerfort zahlen mußte, und nicht wußte, woher er das Geld nehmen sollte, – eine stete Quelle unermeßlichen Verdresses. Doch der König und seine Behörden ließen sich durch die herzbeweglichen Klagen und gegenseitigen Anklagen nicht umstimmen, sondern setzten rücksichtslos ihren Willen durch, bis die Kolonie im Jahre 1757 fertig war. Auch bei dieser an sich so geringfügigen Sache, wie es die Anlegung eines Dörfleins im äußersten und weltentlegenen Hinterpommern ist, tritt uns das Bild des alten Fritz entgegen, der mit klarem Blicke und starker Hand durchgreift, und sich um kleinliche Bedenken nicht kümmert, sobald es sich um das Wohl seines gesamten Staatswesens handelt. Die Ansiedler wurden einstweilen in der Stadt untergebracht. An Miete mußte für jede Familie monatlich 6 Silbergroschen gezahlt werden. Da sie nun so gut wie nichts zu ihrem Lebensunterhalte besaßen, und der Magistrat sich nicht für verpflichtet hielt, sie zu versorgen, so fingen die Klagereien sofort an. Die Ansiedler wandten sich an den zuständigen Domänenrat Culemann in Stolp, um Brotkorn, Feuerung, Geld für Arzt und Arzeneien u. a. m. zu erlangen, der Magistrat fragte bei der Kammer in Stettin an, was er in dieser Notlage tun solle. Die Antwort war immer dieselbe: Magistrat muß zahlen, und wenn kein Geld da sei, Kapital aufnehmen und die Ansiedler befriedigen. Die Rückzahlung des Kapitals sei spätere Sorge. Aber auch die Ansiedler waren mit dem gelieferten Roggen nicht zufrieden, sie wollten lieber Geld haben, um sich Weizenbrot zu kaufen, da sie als Pfälzer das schwere pommersche Roggenbrot nicht vertragen konnten.

Die Pfälzer hatten sich gleich nach ihrer Ankunft mit dem nötigen Gerät zum Roden versorgt und begannen sogleich mit der Arbeit in Schwenzenhagen, doch ging es wegen des Winters nur langsam vorwärts. Da durch den täglich zurückzulegenden Weg von Schlawe bis zur Arbeitsstätte viel kostbare Zeit verwendet wurde, schlug der Magistrat vor, die Ansiedler auf dem Waldhofs in Schwenzenhagen, der der künftigen Kolonie nahe lag, unterzubringen. Dies wurde freilich nicht gestattet, sondern die Pfälzer mußten sich draußen Hütten bauen, wozu das ausgerodete und zu Dielen geschnittene Holz reichlich Material lieferte. So ging denn nun während des Jahres 1749 die Arbeit langsam vor sich. Zuerst wurde der Dorfplatz freigelegt,

und die „Bauvorschläge“ für die neuen Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude von dem Domänenrat v. Hirsch ausgearbeitet. Das durch Rodung gewonnene Ackerland sollte sofort mit Hafer und Buchweizen besät werden, und da hierzu auch Zugvieh nötig war, so mußte der Magistrat Ochsen und Pferde für die Kolonisten ankaufen. Im Februar 1750 waren erst drei Häuser fertig. Die Stettiner Kriegs- und Domänenkammer war über den matten Fortgang des Werkes erbost und ab ihrem Unwillen in einem geharnischten Schreiben vom 16. Februar Ausdruck. Darnach sollte die Aufsicht über die Siedlungsarbeiten dem Bürgermeister Simonis abgenommen werden, der Rat der Stadt aber solle von 14 zu 14 Tagen berichten, wie das Werk fortschreite. Ja, im April erließ die Stettiner Behörde eine dringliche Verfügung, in der nicht weniger als 9 Fragen über den weiteren Fortgang der Siedlung zur ausführlichen Beantwortung gestellt wurden: 1. wie weit das Rodungswerk bereits gediehen, wie viel Morgen Acker und Wiesen gerodet sind, 2. wie viel darauf bezahlt ist, 3. wie viel Zimmer (Wirtschaftsgebäude) errichtet sind, 4. wie viel in diesem Sommer noch errichtet werden sollen, 5. wie viel in der Rodekasse ist, 6. wie viel zur Vollendung des Werkes noch nötig ist, 7. woher der Magistrat es nehmen wolle, 8. ob und wie viele Roder der Magistrat habe, 9. wie lange man noch zu roden haben werde.

Auf diese neun Fragen berichtet der Magistrat sehr gründlich und ausführlich. Nur das Wichtigste möge aus dem viele Seiten umfassenden Aktenstücke mitgeteilt werden. Auf der Dorfstätte erheben sich neben den drei erstgebauten Gehöften noch drei neue; die Ansiedler sollen ihre Erdhütten verlassen und zur Miete in diese neuen Häuser ziehen, und zwar sollen in jedem Hause 2 Familien wohnen. Hierzu ist es nötig, daß auch die Kammern mit Oesen versehen werden. Ebenso kann das Vieh, weil es noch nicht vollzählig da ist, in den vorhandenen 6 Hoflagen untergebracht werden. Das Feld ist inzwischen weiter urbar gemacht, eine Brache ist fertig und soll mit Winterkorn besät werden, eine zweite kann für den nächsten Sommer mit Hafer bestellt werden. Die Wiesen bieten besondere Schwierigkeiten, da dort viel Wasser stehe. Die Kolonisten seien zum Teil in ihrer Arbeit sehr nachlässig, ließen sich sogar durch fremde Arbeiter vertreten. Zur Vollendung des Werkes seien noch mindestens 6000 Thaler nötig. Wo man dies Geld hernehmen solle, wisse man nicht, denn die Stadtkasse habe kein Geld, bekomme auch keins geborgt. Der König möge irgendwie helfen. Wenn alles gut ginge, könne die Kolonie in vier Jahren fertig dastehen.

Selbstverständlich ging dieser Bericht an den König, der, wie oben erwähnt, das ganze Kolonistenwerk in Pommern persönlich überwachte und sich auch um die kleinsten Vorgänge kümmerte. Der nachstehende Bescheid vom 14. Juli 1750 zeigt, wie wenig er von dem langsamen Fortgang in Schwenzenhagen erbaut war: „Ob Euch gleich nicht unbewußt, wie sehr wir in höchster Person die Rodung und Ansetzung der Familien poussiert (gefördert) wissen wollen, so vernehmen wir doch nicht, daß das Werk dort merklich avancieret (vorwärtsgeht), daher wir nicht anders urteilen können, als daß es an gehörigem Betreiben fehlen müsse. Damit aber die Sache ferner mit erforderlichem Nachdruck urgieret (getrieben) werde, so befahlen wir Euch, und besonders dem Dirigenti (Leiter) hiermit so gnädig als ernstlich, nicht allein selbst nach denen Rodungen zu sehen, sondern auch einen Membro (Mitgliede) des Magistrats-collegii in specie (im besonderen), allenfalls auch, damit singuli (die einzelnen) davon Einsicht bekommen, einen nach dem andern zu committieren (beauftragen), die darauf Acht haben, daß die Rodungen tüchtig verrichtet, auf die Erbauung derer Häuser und Ansetzung derer Colonisten beschleunigt werden, und davon an Euch Bericht abstatten. Sollte sich bei vorzunehmender Untersuchung finden, als welche nächstens von Unserm Cammerpräsidenten v. Aschersleben geschehen wird, daß es darüber an erforderlichem Ernste gemangelt habe, so werden nicht allein die membra senatus (die Magistratsmitglieder), so speciale curam gehabt (die besondern Auftrag gehabt), zur Verantwortung gezogen und bei verspürter Nachlässigkeit wohl gar ihren Dienst riskieren, sondern es wird auch dem dirigenti (dem Leiter) selbst zur schweren Last fallen. Sollten Hindernisse sich finden, die Ihr nicht heben könnt, so müsset Ihr darum an den Commissarium loci, dem Departementsrat, oder auch dem Befinden

nach, an die Kriegs- und Domänenkammer berichten, damit Euch nach aller Möglichkeit assistieret (geholfen) werden könne.“

Aber die Verhältnisse waren mächtiger als der König. Es ging nur langsam weiter, und erst im Jahre 1755 stand das Dorf fertig aufgebaut im Schlauer Stadtwalde, und sei Name „Coccejendorf“ wird zum ersten Male in einer Verfügung vom Jahre 1756 genannt. Da die Stettiner Kammer dem Magistrat mit ihrem Drängen und Treiben fortwährend lästig war, schlug letzterer vor, die Pfälzer, zumal zwei Familien – König und Richter – von selber fortgezogen seien, wieder zu entlassen und dafür Pommern anzusiedeln. Man habe mit Neukuddezow, dessen Kolonisten alle aus der Umgegend stammten, und mit Vieh und Geld reichlich versehen seien, bessere Erfahrungen gemacht als mit den Fremdlingen. Von diesem Plane will natürlich der König nichts wissen, der Magistrat „solle auf andre Weise die Kolonisten zu konservieren versuchen.“

So sind die Pfälzer wenigstens ihrer großen Mehrzahl nach auf der ihnen angewiesenen Scholle verblieben. Freilich war ihr Los in den ersten Jahren ein sehr kümmerliches. Die Pacht von 28 ½ Talern können sie nicht aufbringen. Reste müssen zwangsweise eingezogen zum Teil ganz niedergeschlagen werden, und als nun der siebenjährige Krieg mit seinen Nöten und Trübsalen auch unsere Gegend heimsucht, da sind die eben erst angesiedelten Pfälzer erst recht in Bedrängnis. Jedenfalls hat die Stadt Schlawe, wie aus den vorliegenden Akten hervorgeht, mit diesem ihrem „Eigentumsdorfe“ anfänglich ein recht schlechtes Geschäft gemacht.

Gottes Wort haben die reformierten Pfälzer von Coccejendorf und Wilhelmina als Gäste in den benachbarten lutherischen Kirchen zu Schlawe und Stemnitz gehört. Nach einer Verfügung vom 9. Januar 1755 wurde ihnen „zur Haltung des heiligen Abendmahles die Kirche zu Krakow zu einer Zeit, da der lutherische Gottesdienst dadurch nicht gehindert wird, verstatet.“ Hierzu kam der reformierte Hofprediger von der Schlosskirche in Stolp ein- oder zweimal im Jahre. Als 1817 die Vereinigung beider Bekenntnisse durch die Union zu Stande kam, wurden die Coccejendorfer, damals 11 reformierte Familien, zu Schlawe, die 8 Wilhelminer Familien aber zu Stemnitz eingepfarrt.

Auch von der Begründung dieser beiden Kolonistendörfer gilt der den großen König preisende Vers:

„Wo sik ut Moor un Sump un Sand  
Leet schaffen Wisch un Ackerland,  
Do sach hei Tünnen Gold nich an  
Un treckte Kolonisten ran.“ –

### **III. Der Lehrmeister der Landwirtschaft**

Von je her haben die Hohernzollern hohen Wert auf die Förderung der Landwirtschaft gelegt. Schon der Große Kurfürst, des alten Fritzen Ahne und erhabenes Vorbild, hatte es verstanden, die schweren Wunden zu heilen, die der dreißigjährige Krieg unserm Lande und Volke geschlagen hatte, trotzdem er wiederholt zum Schwerte greifen und die äußeren Feinde von den Grenzen fernhalten mußte. Bei seinem Regierungsantritte war die Bevölkerung um die Hälfte zurückgegangen, viele Dörfer lagen in Schutt und Trümmern, weite Felder waren verwüstet und verwildert. Als er aus dem Leben schied, hinterließ er seinem Nachfolger ein Erbe, das durch rüstige und rastlose Arbeit einen mächtigen Aufschwung genommen hatte. In gleichem Sinne rückten sein Sohn König Friedrich I. und sein Enkel Friedrich Wilhelm I., denen sich Friedrich der Große mit noch größeren Erfolgen anreichte. Wie wichtig ihm die sorgsamste Pflege der Landwirtschaft und ihre Bedeutung für das Staatswohl erschien, zeigt eine Stelle in einem seiner Briefe: „Der Ackerbau ist die erste der Künste. Ohne ihn gäbe es keine Könige, keine Kaufleute, keine Dichter und Philosophen. Nur das ist wahrer Reichtum, was die Erde hervorbringt.“

Eine überaus gründliche Vorbildung hatte Friedrich gerade in der Landwirtschaft erhalten. Er verdankte sie der Fürsorge seines ebenso strengen, wie weitblickenden und praktisch veranlagten Vaters, der ihn im Jahre 1730 nach Küstrin verwiesen hatte, wo er zwei Jahre lang nach einer Instruktion, die der Vater an den Geheimrat v. Wolden gerichtet hatte, in allen landwirtschaftlichen Fragen gründlich unterwiesen wurde. „Der Kronprinz soll,“ so heißt es dort, „fleißig auf die Kriegs- und Domänenkammer gehen und soll derselbe neben dem Präsidenten v. Münchow sitzen, doch so, daß Sr. Majestät Platz dazwischen ledig bleibt. Er soll Sitz und Stimme haben. Er soll auch bereisen die Aemter Quartschen, Himmelstädt, Carzig, Messin, Lebus, Golzow und Wollup, weiter aber nicht. Es soll von der Kammer jederzeit einer mit ihm gehen, der ihm in der Wirtschaft den nötigen Unterricht geben kann. Und da er jetzo nur die Theorie gelernt, so soll er nunmehr sich bemühen, die Wirtschaft praktisch zu erlernen, zu dem Ende ihm auch alles gesagt werden muß, wie die Wirtschaft geführet wird, wie gepflügt, gemistet, gesät und der Acker zubereitet und bestellt werden muß. Dabei zugleich der Unterschied von der guten und schlechten Wirtschaft gezeigt werden muß, und daß er solches selbst kennen und beurteilen lerne. Wie ihm denn auch von der Viehzucht und vom Brauwesen aller nötige Unterricht zu geben. Es muß ihm gezeigt werden, wie die Pächter es machen, daß sie können Pachtgelder zahlen. Der Kronprinz muß dahin geführt werden, daß er selbst nach allen Sachen fraget und sich selbst vor allem gründlich informieret.“ Friedrich der Große hat diese Küstriner Lehrzeit zur großen Befriedigung seines königlichen Vaters gewissenhaft ausgenutzt. Denn der Geheimrat v. Wolden konnte berichten, daß die große Mühe und der unverdrossene Fleiß des Kronprinzen in der landwirtschaftlichen Betätigung nicht genug zu rühmen seien; er bestrebe sich, von allen Sachen die genaueste Kenntnis zu erlangen. Es bedeutete dies für ihn eine wertvolle Errungenschaft, die später der Wohlfahrt seines Volkes in segensreichster Weise zugute kommen sollte. Wie ein roter Faden zieht sich von seiner Thronbesteigung 1740 die ganze 46jährige Regierungszeit hindurch seine Sorge, nicht nur die landwirtschaftliche Fläche zu vergrößern und die bäuerliche Bevölkerung zu vermehren, sondern auch seine Bauern tüchtig in ihrem Berufe und glücklich in ihrem Stande zu machen. Und überall findet man die Spuren dieser segensreichen Tätigkeit auch in unserer Heimat, in Amt und Abtei Rügenwalde.

Wie sah es denn vor 170 Jahren in unserer Gegend aus ? Nun so ganz entlegen war sie nicht. Die große Poststraße von Stettin nach Danzig führte über den Gollenberg und Panknin, und in alten Reisebeschreibungen berühmter Männer wird öfter erzählt, wie die Reisenden froh waren, wenn sie aus dem berüchtigten Gollenberge mit seinen Wölfen und Wegelagerern herauskamen in die freundlichen Dörfer des Schlauer Kreises. In Zanow zweigte sich der Weg nach Rügenwalde ab, und die alten Kirchenbücher, wie das Eventiner, erzählen von manchen Reisen der Pommernherzöge, die von Stettin oder Wolgast kommend, ihre in Rügenwalde residierenden Verwandten besuchten. Anstelle unserer vielen schönen Chausseen gab es freilich nur Landwege, knietief im Frühjahr und Herbst, auf denen die kleinen leichten Wagen der Bauern mit ihren hölzernen Achsen und reifenlosen Rädern quietschend dahinzogen, von kleinen struppigen Pferden mühsam gezogen. Die Hagedörfer lagen wie heute in langem Zuge an der Straße, bei den alten aus slavischer Zeit stammenden Ortschaften lagen die Gehöfte enggeschlossen um die Kirche oder den Dorfplatz, Ausbauten gab es nicht. In den Dörfern unterbrach wohl sehr selten ein rotes Ziegeldach das Grün der bemoosten Strohdächer, und aus dem üppigen Baumwuchs des Kirchhofes lugte das zarte Silbergrau des Kirchturmes und Kirchendaches. Viel von dem, was gut und schön war, hat die moderne Kultur zerstört, viel ist aber erhalten geblieben und soll gepflegt werden.

Werfen wir auch einen Blick auf des Landmannes Acker ! Die Dorffluren waren damals viel kleiner als heute, weil noch viel Moor und Unland, viel Busch und Wald vorhanden war. Da sah man wie heute die grünen Schläge der Winterung, die braunen Flächen des für die Sommerung gepflügten Ackers, in den Tälern der Grabow und Wipper weite Wiesenflächen, den Horizont begrenzten weite Waldungen, im Westen der Buckower Abtei ragte der Gollen wie

noch heute mit seinen sanftgeschwungenen Linien, und nach der Seekante schweifte das Auge hinüber zur blauen Ostsee mit ihrem weißen Dünengürtel. Und belebt wurde dies Bild durch die großen Herden von Pferden, Rindern und Schweinen, die die verschiedenen Hirten auf breiter Trift in den Wald trieben, während das Jungvieh sich in den Kälbergärten tummelte. So reizvoll dies Bild auch erscheinen mag, ein wohlhabendes und glückliches Bauerngeschlecht wohnte nicht in unsern Dörfern. Es war noch die Zeit der Erbuntertänigkeit, in der der Bauer nicht Herr seiner eigenen Scholle war, sondern seine beste Kraft für andere dahingeben mußte.

Wenn nun auch die Insassen der Klosterdörfer wie bei uns in der Abtei es besser hatten als andere, die auf den Rittergütern und Stadthöfen dienen mußten, so waren sie eben unfrei und gebunden. Dem großen Könige war es nicht möglich, diese Frondienste aufzuheben, aber in zwei Dingen hat er die Fesseln gelockert. Nur drei Tage in der Woche durften die Bauern zu den Diensten herangezogen werden, die andern drei Tage konnten sie sich der eigenen Wirtschaft widmen. Ebenso verbot der König bei 1000 Thaler Strafe das „Bauernlegen“. Wenn nämlich ein Bauernhof durch Todesfall oder Weglaufen – beides kam in den Zeiten der Seuche und der Kriege oft vor – leer war, durfte der Grundherr den Hof nicht seinem Areal einverleiben, sondern mußte ihn neu besetzen, und damit dies möglich war, besonders in den Zeiten schwerer Kriegsnot, errichtete der König Kreditinstitute, die das nötige Kapital vorschießen konnten.

Unsere Landsleute standen damals keineswegs auf der Höhe der Intelligenz, von einem intensiven Betriebe, der sich heute sogar die Elektrizität nutzbar macht, konnte keine Rede sein. Der alte pommersche Chronist Mikrälius sagt über den Acker von Köslin: „Der Acker ist auch gut und die Hufen gehen um die Stadt in die Runde herum und eine jede beschläget eine ganze Meile und der fünfte Teil lieget jederzeit brache. Die übrigen vier Teile werden also begatet., daß ein Teil mit Rocken oder Weitzen, das andere mit Gerste, das dritte mit Erbsen, das vierte mit Haber besähet wird, gleichwohl also, daß dasselbige Teil, welches dieses Jahr im Brachacker gewesen, darauff das andere Jahr Rocken, hernach Gerste, folgend Erbsen und endlich Haber trägt und also abermal zur Brache liegen muß.“ Hieraus ersehen wir, daß unsere Hauptgetreidesorten in alten Zeiten schon alle vorhanden waren, und das Eventiner Kirchenbuch, das über Ernteerträge und Kornpreise viel Interessantes berichtet, bestätigt dies auch für unsere Dörfer. Auffallen muß aber, daß die obige Fruchtfolge weder Hackfrucht noch Klee kennt. Rüben und Wrucken wurden wenig und zwar in den Gärten angebaut, und die für giftig gehaltene Kartoffel war hier noch fast unbekannt. Während sie, wie Frau v. Cocceji an ihren Verwalter in Wusseken schreibt, 1756 schon in der Mark statt Brot gegessen wurde, mußte ihr Anbau in Pommern mit rücksichtsloser Strenge durch eine Menge „stricter Ordres und Edikte“ durchgeführt werden. Da Pastor Schmidt in Eventin sehr genau über die Erträge der Landwirtschaft Buch führt und die „Erdtöffel“ erst 1787 in seinen Berichten erwähnt, so wird man erst um diese Zeit von seinem feldmäßigen Anbau derselben sprechen können. Seine Notiz lautet: „Erdtöffeln kosten 5 – 6 – 8 Schilling, und ist die Gnade des Allerhöchsten nicht genug zu preisen, daß sie dieses Erdgewächse so reichlich gesegnet, weil so viel Millionen armer Menschen den größten Teil ihrer Nahrung davon haben, auch das Vieh mit davon kann sehr häufig gemästet werden.“ Klee war noch sehr unbekannt, denn mehrere Edikte des Königs bezeugen, daß er dem Anbau von Luzerne, Esparsette und Clever großen Wert beimaß. Nach einer Verfügung von 1777 wurde bestimmt, daß jährlich 6000 Th. für Cleversamen ausgegeben und an die Untertanen verteilt werden sollen. Auch die Lupine und deren Verwendung zur Gründüngung war dem Könige nicht unbekannt, wie er in einem Rescript sagt: „Es müssen Lupies ausgesät und dann deren Kraut untergepflügt werden.“ Ein großes Hindernis für eine nutzbringende Ackerwirtschaft war auch, daß neben den Bracheschlägen der Acker in kleinste Teile zersplittert durcheinander lag und nach einer bestimmten Fruchtfolge gleichzeitig bestellt und abgeerntet werden mußte, der sogenannte Flurzwang. Auch hier griff der König ein, die Stücke der einzelnen Bauern wurden zusammen-



gelegt, und so jedem die Möglichkeit gegeben, seine Intelligenz zur Geltung zu bringen. Auch hier zeigte sich die bis ins Kleinste gehende Sorgfalt Friedrichs, indem er bestimmte: „Bei der Zusammenlegung sollen die kleinen Leute ihr Land zunächst beim Dorfe haben, unter den Bauern soll der Ausgleich durch das Los geschehen.“

Alle diese trefflichen Maßnahmen erhalten dadurch erst ihren vollen Wert, daß der König mit vielen Instruktionen als „Lehrmeister der Landwirtschaft“ auftritt. Ich habe in meinen und andern Archiven eine ganze Menge dieser ausführlichen Verfügungen gefunden, über Beackkerung der Felder, Anlegung von Gärten, Pflege der Wiesen, Viehhaltung usw. Man kommt beim Studium dieser alten Akten unwillkürlich auf den Gedanken: wie tief muß es doch damals um die Intelligenz des Bauernstandes gestanden haben, wenn solche Dinge, die bei uns jeder zehnjährige Landjunge weiß, in breitester Ausführlichkeit gelehrt und verfügt werden müssen !

In 12 langen Paragraphen finden wir des Königs Anweisungen: „Wie künftig hin der Acker bestellt und überhaupt gewirtschaftet werden soll, vermöge Sr. Königl. Majestät höchste Ordre de dato Potsdam, den 23. April 1756.“ Wenigstens das Wichtigste sei hier mitgeteilt. Es soll tief gepflügt werden, aber nur so tief, daß nicht etwa roter Sand, Mergel oder anderes unfruchtbare Erdreich zu Tage komme. Der Treiber neben dem Zugvieh des Pfluges soll, da er sonst in der Wirtschaft nötiger gebraucht wurde, gespart werden. Nur wo der Boden so schwer ist, wie bei Kasimirsburg und Mölln, und mehr Zugvieh vor den Pflug gespannt wird, wird außer dem Pflüger ein Treiber erfordert. Strenger Boden ist dreimal zu pflügen, und die Klöße sind zu zerschlagen. Es sollen Eggen mit eisernen Zinken verwendet werden, damit „die Feden oder der sogenannte Queck“ zerschnitten werden. Auch darf der Acker nicht bloß geschrammt werden, sondern Fahre muß an Fahre kommen, damit die Fortpflanzung des Unkrautes behindert werde. Die Steine sind zu sammeln, aber nicht zu Haufen auf dem Acker, sondern sie sind zur Bezäunung der Höfe und Gärten, ingleichen zur Bepflasterung der Straßen und Wege zu verwenden. Wie manche Steinmauer in unsern Dörfern mag ihr Dasein dieser Ordre des alten Fritz verdanken, wie manche Schachtrute kann der Besitzer heute für ein gutes Stück Geld verkaufen ! In Bezug auf die Düngung ist zu beachten, daß nicht das Sommergetreide, sondern die Brache frischen Dünger erhalte. Ueberhaupt ist eine regelmäßige Brache einzuführen, damit nicht der Acker ausgemergelt werde. Das Saatkorn muß sorgfältig gereinigt werden, Rade und Trespel werden am besten durch „Salzburgische Putzmühlen“ entfernt. Mit der Saat muß gewechselt werden, „indem solches so gut als der halbe Dünger ist“, und vornehmlich darf die Wintersaat nicht zu spät in den Acker kommen, bis Michaelis muß zugesät sein. Feldgräben sind rechtzeitig zu räumen. Das Getreide muß kurz abgemäht werden, und nur niedrige Stoppeln dürfen stehen bleiben. Ganz ähnlich sind die Anweisungen über Wiesenkultur. Die vielen Torfmoore sind von Busch und Strauch zu säubern, die Bulten sind abzuhaufen und in den Dünger zu bringen. Dann soll die Fläche mit guten Sämereien angesät werden, wobei der Hafer als Deckfrucht verwendet wird. „Dahero durchaus nicht zu gestatten ist, daß die Schweine in die Wiesen getrieben werden, die selbige umwühlen und verderben.“

Eine weitere Verfügung handelt „von den Gärten“. Vor allem fehlt es an guten Obstbäumen. Daher sollen „die Stämme aus dem Kern gezogen werden, welche gepfropft und okuliert und in die Gärten ordentlich 16 Fuß von einander versetzt, auch hiernächst gehörig gewartet werden müssen, wie denn auch in den Dörfern, wo sich Gelegenheit findet, Obstbäume auf den Straßen, wie im Amte Rügenwalde bereits gebräuchlich gepflanzt werden können, und kann der Landwirt, wenn er viel Obst gewinnt, solches frisch und trocken zu Gelde machen, auch mit vielem Nutzen selbst in der Wirtschaft brauchen“. Viel Erfolg hat der König mit der Weisung, die Dorfstraßen mit Obstbäumen zu schmücken, wohl nicht gehabt. Erst in neuerer Zeit sind die Ortschaften Wieck und Abtshagen hiermit vorangegangen und finden hoffentlich viele Nachfolger. Als Gartengewächse empfiehlt der König braunen und weißen Kohl, weiße, gelbe und rote Rüben, Wrucken und „Tartoffeln“, Schwing- und Saubohnen, item Mohn und

„eine gute Anzahl Spalierstöcke. Zur Hebung der heimischen Industrie sind Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak anzubauen, und immer wieder erinnert der König daran, daß es nicht nötig sei, für alle diese Dinge das gute preußische Geld ins Ausland zu senden. Vielmehr sei ihr Anbau „aller Orten zu introducieren (einzuführen), weil bekanntermaßen hieraus ein großer Gewinn zu ziehen, und dem Landwirt dadurch eine merkliche Hülfe in der Landwirtschaft geschaffet werden kann“.

Zum Schlusse seien noch einige Witterungs- und Ernteberichte mitgeteilt, die P. Misch in das Eventiner Kirchenbuch eingetragen hat, und in denen sich Freude und Leid unserer Vorfahren widerspiegelt:

1746: In diesem Jahr ist großer Hagel gefallen, daß also an einigen Orten vieles Getreide verdorben und daher teure Zeit geworden. Der Roggen hat gegolten à Scheffel 1 Thlr. 4 gute Groschen, der Gersten 20 Ggr., der Haber 12 – 16 Ggr.

1748: In diesem Jahr ist ein trockener Sommer und Herbst gewesen, da denn das Winterkorn gut, das Sommerkorn als Erbsen und Gersten mittelmäßig gut geraten. Es war das schönste Wetter fast bis Weihnachten, sodaß das Vieh, da wenig Futter war, fast bis Weihnachten konnte herausgehen, wiewohl die Weide so sparsam war, daß das Vieh mehr Knospen als Gras fressen mußte.

1750 starben alle Schafe in der ganzen Gegend.

1756: Das Getreide geriet sehr schlecht. Gersten und Erbsen verbrannten an den meisten Orten gänzlich, und der Haber wurde auch sehr schlecht. In der Zeit nach Pfingsten war schönes Wetter bis nach Michaelis. Da aber das meiste schon durch die Nässe im Frühjahr verdorben, so folgte teure Zeit. Viele Leute aßen Kaff, Kleie und Eicheln. Der Roggen gilt 1 Thlr. 18 Ggr., der Gersten 1 Thlr. 6 Ggr., die Erbsen 1 Thlr. 20 Ggr., der Haber 16 – 18 Ggr.

#### **IV. Schwere Kriegsnöte**

Wie ganz Pommern, so hat auch unsere Rügenwalder Gegend unendlich schwer im siebenjährigen Kriege durch die Streifzüge der Russen leiden müssen. Der Hauptangriffspunkt der russischen Invasion war das nicht allzu weit gelegene Kolberg, das nicht weniger als dreimal hart belagert und schon damals ebenso heldenmütig verteidigt wurde, wie in den Unglücksjahren 1806 und 1807.

Das russische Heer zog durch das polnische Preußen nach der Neumark, berannte Küstrin und wurde am 25. August 1758 trotz seiner großen Uebermacht von Friedrich den Großen bei Zorndorf geschlagen. Graf Fermor führte seine besiegten Truppen nach Westpreußen zurück, sandte aber eine Abteilung unter dem General v. Palmbach zur Belagerung der Festung Kolberg nach Norden. Gegen alles Vermuten fand er den tapfersten Widerstand, obwohl kaum 800 Mann Landmiliz die Festung besetzt hielten. Aber die tapferen Bürger griffen zugleich mit den Soldaten zum Gewehr, zogen auf die Wälle und bedienten die Geschütze. Der furchtlose Kommandant, Major v. Heyden, ließ sich weder durch die Drohungen des russischen Generals, noch durch das ununterbrochene Bombardement zur Uebergabe bewegen. Nach 29 Tagen hatten die Feinde ihre Munition verschossen und die Hälfte ihrer Truppen durch Krankheit verloren, und als nun der preußische General Graf Dohna zum Entsätze heraneilte, da verließen die Russen am 1. November 1758 ihre Stellungen, gingen über die Weichsel zurück und bezogen in Westpreußen die Winterquartiere.

Im folgenden Jahre rückte der russische Feldmarschall Ivan Soltikoff mit einem noch stärkeren Heere heran, drang gegen die Oder vor und gewann die für Preußen so unglückliche Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759. Durch diesen Sieg war Pommern schutzlos geworden, und schon jetzt drangen vereinzelte russische Kosackenschwärme auch in unsere Dörfer.

Noch schlimmer wurde es im Jahre 1760. Am 26. August begann die 2. Belagerung Kolbergs. Auf der Rhede erschienen 40 russische Schiffe unter dem Admiral Danielowitsch, nämlich 10

Kriegsschiffe, 5 Fregatten, 3 Bombardiergallioten, 7 Brander und 15 andere Schiffe. Sie hatten 3000 Mann Landtruppen und 400 Mann Seesoldaten an Bord. Hierzu kamen noch am 1. September 8 schwedische Kriegsschiffe zur Verstärkung.

Die Landtruppen setzten die Feinde mit einer beträchtlichen Anzahl von Mörsern, schweren Kanonen und Haubitzen zur Belagerung an Land. In 4 Tagen wurden nicht weniger als 700 Bomben in die Stadt geworfen, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Der Oberbefehlshaber Demidoff machte alles zum Sturm bereit. Aber der alte Oberst v. Heyden wehrte sich mit der größten Tapferkeit, und auch die Bürger ergaben sich geduldig in ihr schweres Schicksal. Da kam, von dem Könige gesandt, General Werner aus Schlesien zum Entsatz herbei. Mit nur 5000 Mann hatte er 50 Meilen in 12 Tagen zurückgelegt. Und mit solchem Ungestüm griff er die dreifache Überzahl der Feinde an, daß diese glaubten, Friedrich der Große sei selber mit einer großen Armee zu ihnen gelangt. In eiliger Flucht machten sie sich zu Lande und zu Wasser davon.

Aber ehe die Rettung kam, konnten die Russen, diese „Unmenschen“, ungehindert „sengen und brennen“, und gar manche Berichte aus diesem Unglücksjahr 1760 finden wir in unsern Kirchenbüchern verzeichnet.

So heißt es in der Chronik von Eventin: „In diesem Jahre und zwar am Gründonnerstage gingen die Russen, nämlich das Corps des Generals Todleben an, ihre Grausamkeiten auszuüben. Sie plünderten unsere ganze Gemeinde. Die Kirchentüre ist Sonnabends vor Ostern entzwei- gebrochen, die rote seidene Decke mit der goldenen Tresse durch russische Husaren vom Altar geraubt, die Wachslichter auf dem Altar mit den Säbeln entzweigehauen worden. Das Pfarrhaus ist drei Tage hintereinander von Kosacken und Husaren als am Gründonnerstag, Charfreitag und Sonnabend vor Ostern geplündert worden. Viele Menschen so geschlagen, daß sie nicht nur um ihre Gesundheit gekommen sind, sondern auch sogar das Leben einge- büßet haben. Am Sonnabend vor Ostern nachmittags 2 Uhr ist mir selber von einem Husaren zweimal die Pistole vor den Kopf gehalten worden.“ Noch heute stehen die 4 alten zinnernen Altarleuchter an ihrer Stelle, und deutlich kann man ihre von Säbelstichen und Pistolenschüs- sen herrührenden Verletzungen erkennen.

Der arme Pastor, den dies schwere Schicksal traf, hieß Johann Friedrich Behner, aus Abts- hagen stammend. Sein Vater, ebenfalls Pastor, war in seinem 25. Amtsjahre und 47. Lebens- jahre gestorben, und hatte unter seinen 8 Kindern nicht weniger als 2 blinde Söhne hinterlas- sen, die nun der Eventiner Bruder in diesen schweren Kriegszeiten auch zu versorgen hatte. Und jene von ihm berichtete Plünderung blieb nicht die einzige. Am 26. Juni hatte er ein viel größeres Leiden zu bestehen; es ist ihm dieser Tag nach seinem eigenen Zeugnis bis zum letzten Atemzuge seines Lebens unvergesslich geblieben. Nachdem sein Haus von 6 Kosak- ken völlig ausgeplündert worden war, und er alles, was er besaß, ihnen gegeben hatte, band man ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und schleppte ihn zu den Pferden auf das Feld. Jedoch auf Zureden eines Alten unter diesen Barbaren, welchen dieser klägliche An- blick rührte, wurde er wieder in das Dorf gebracht. Seine Gemeindeglieder müssen ihn sehr lieb gehabt haben, denn obwohl sie selber von den Kosacken ganz ausgeplündert waren, brachten sie das letzte, was sie hatten, nämlich 20 Taler, für ihren Pastor zusammen. Er wurde nun endlich, nachdem er von den erhaltenen Schlägen gänzlich ermattet war, seiner Stricke und Banden entledigt. Sein blinder Bruder Joachim wurde von den Russen in einen Brunnen gejagt, aus welchem man ihn aber, schon halbtot, wieder herausfischte.

Alle diese entsetzlichen Aengste und Qualen konnten auf den ohnehin schwächlichen Mann nicht ohne Einfluß bleiben. Im April 1762 wurde er vom Schläge getroffen und an Zunge und Gliedern so gelähmt, daß er sein Pfarramt nicht weiter führen konnte, und die benachbarten Pastoren ihn vertreten mußten. Am 11. Januar 1769 starb er nach vielen und schweren Leiden, ein Opfer der russischen „Barbarei und Grausamkeiten“.

Genau zur selbigen Zeit wie in Eventin erschienen die Russen auch in dem nur 5 Kilometer entfernt gelegenen Wussecken. Pastor Veltze schreibt darüber: „Nie wird der Tag, das Muster

trauriger Tage, aus meinem Gedächtnis schwinden, da ich nämlich den 26. Juni gegen Abend das Unglück hatte, daß nicht allein mein Haus von den russischen Kosacken geplündert, so auch ich selbst auf das allerunbarmherzigste von ihnen gemißhandelt ward. So betrübt, wie zwar die Sonne für diesen Abend unterging, so erfreulich ging sie des Morgens wieder für uns auf.“ Es wurde ihm nämlich am 27. Juni ein Söhnlein geboren, und da es in diesen kriegerischen Zeiten in steter Lebensgefahr ist, versieht er es sofort mit dem Sakrament der hl. Taufe. „Die auswärtigen Paten mußten durch Ortsanwesende vertreten werden, weil bei diesen traurigen Zeiten kein Freund zum andern kommen konnte.“ An anderer Stelle heißt es: „In diesem Jahre sind keine Kinder eingesegnet worden, und ist auch keiner getraut worden. Denn so wie vieles in diesem Jahre, welches bei uns und bei der Nachkommenschaft unvergeßlich bleiben wird, wegen der vielen erlittenen Drangsalen durch starke russische Einquartierung, geblieben: so konnten keine Schulen gehalten, mithin auch keine Kinder confirmiert werden.“ Aehnlich erging es den benachbarten Pastoren, namentlich Schroener in Seebuckow. Er wurde von den Kosacken mißhandelt, sein Haus geplündert, Kisten und Kasten wurden zerschlagen und alles ausgeraubt, so daß er zuletzt mit Kindern und Gesinde davongehen und auch nachts auf dem Felde zubringen mußte, nachdem er wie Behmer Gründonnerstag bis 1. Osters tag eine viertägige Plünderung ausgestanden hatte. Der Durchzug und Unfug der russischen Kriegsvölker war so stark, daß die Brautpaare sich zur Trauung nach Seebuckow nicht begeben wollten, sondern es vorzogen, sich in Petershagen und anderswo trauen zu lassen. Er selbst mußte ein ganzes Jahr hindurch der Sicherheit wegen nach auswärts flüchten, und endlich fiel sein ganzes Haus in tödtliche Krankheit. Sein zwölfjähriger Sohn Johann Joachim Ludwig erkältete sich auf der Flucht so stark, daß er die Frieseln bekam und nach Hause zu Bett gebracht wurde. Als nun eines Tages zwei russische Husaren plötzlich in die Stube traten, entsetzte sich der Knabe so sehr, daß er aus dem Bette sprang und am folgenden Tage starb.

Sehr böse erging es auch einem andern Knaben. Der Sohn des Verwalters in Damerow, späteren Pächters in Zwölfhufen, Andreas Zemke, gleichfalls Andreas mit Vornamen, hatte ein Kriegslied gegen die Russen gedichtet. Die Feinde erfuhren davon, ergriffen ihn und transportierten ihn nach Sibirien. Erst nach beendeter Kriege konnte er wieder in sein Vaterland zurückkehren, worauf ihm sein Vater den Schulzenhof in Malchow kaufte. Hier starb er am 23. März 1810.

Am 29. Mai 1760 erschienen auch die Kosacken von Köslin aus, das sich nach tapferer Gegenwehr unter dem Major v. Benkendorf der russischen Uebermacht hatte ergeben müssen, auch in Jamund. Der Pastor Döhling aus Mützenow schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „So oft sich meine Mutter – eine Tochter des damaligen Pastors Haken in Jamund – an ihre Jugend erinnerte, traten ihr sogleich die Schrecken und das Elend ins Gedächtnis, welches die barbarischen Russen ihr und ihren armen Eltern bereiteten. Sie seien öfters in ihrem Hause rein ausgeplündert, das Vieh sei geschlachtet und fortgetrieben worden, und Eltern und Kinder hätten sich in den bei Jamund gelegenen Wald flüchten müssen, um sich vor Mißhandlungen zu retten, und darüber viel hungern und frieren müssen. Es hatten diese Schreckensszenen einen so tiefen Eindruck auf meine Mutter gemacht, daß sie zu zittern anfing, wenn sie davon sprach.“

Alle diese Leiden schienen ein Ende zu haben, als General Werner, wie wir oben sahen, die Festung Kolberg von der zweiten Belagerung befreite und die Russen davonjagte. Aber die russische Kaiserin hatte die feste Absicht, im Jahre 1761 unter allen Umständen und auch ohne Mithilfe der österreichischen Truppen Friedrich den Großen zu vernichten und Pommern zu erobern. In dem Reskript an ihren obersten Truppenführer, den Grafen Butturlin, befiehlt sie, die kommenden Kriegsoperationen ganz selbständig zu treffen, die Lebensmittel sollten von der See aus ihm zugeführt werden, zu dem Ende müßten die kleinen Häfen an der pommerschen Küste zu Leba, Stolpmünde und Rügenwalde besetzt und so nötig geräumt und repariert werden, damit die Transportschiffe allda einlaufen könnten. Vor allem müsse man

darauf bedacht sein, Kolberg wegzunehmen und allda die Hauptmagazine zu etablieren. So wurde denn im Jahre 1761 die Festung zum dritten Male zu Wasser und zu Lande hart belagert. Eine russisch-schwedische Flotte von etwa 60 Kriegsschiffen und Bombardiergallioten bewarf die Stadt unaufhörlich, und ein Belagerungskorps von etwa 40000 Mann unter dem Kommando des Grafen von Romanzow schloß den Ring zu Lande. Wohl suchte das bei Kolberg lagernde Korps unter dem Befehl des Prinzen Eugen von Württemberg Hilfe zu bringen, es mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln abziehen. Am 17. Dezember mußte sich die tapfere Festung ergeben. Die sechs feindlichen Regimenter, die in die von vielen tausenden von Bomben zerstörte Stadt gelegt wurden, verursachten ansteckende Krankheiten, daran 1600 Menschen in kurzer Zeit starben.

Bei diesem dritten Zuge nach Kolberg überfluteten die russischen Kriegsvölker von neuem unsere Gegend. An der alten Landstraße von Wandhagen über Schübben nach Zanow liegt ein kegelförmiger Berg. Deutlich kann man erkennen, daß er von Menschenhand durchstoßen ist. Früher führte der Weg rechts und links vom Berge durch tiefe Schluchten, und da es nicht möglich war, hier die Kanonen durchzubringen, mußten die Bauern mit Karren und Spaten antreten, um für die Belagerungsgeschütze einen fahrbaren Weg herzustellen. Wenn nun auch dem russischen Feldherrn Romanzow nachgerühmt wird, daß er durch Humanität und gute Manneszucht sich hohe Verehrung erworben habe, so haben doch die Leiden der letzten Kriegsjahre nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Kirchenbücher nicht aufgehört. Namentlich traten Krankheiten und Seuchen, von den „halbasiatischen Barbaren“ eingeschleppt, sehr schwer auf, und vor Plünderungen und Totschlag war auch in diesen Tagen kein Mensch sicher. Am 30. April 1762 „ist Trina Wichmann aus Eventin gesund gewesen und abends darauf tot aufgefunden. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie von den russischen Unmenschen, welche sie notzüchtigen wollten, umgebracht worden.“ Es werden auch viele Kinder geboren, deren Väter russische Soldaten sind. Den Beelkowern wurden am 12. Februar 1761 alle Pferde weggenommen, und was an Vieh noch übrig bleibt, geht an einer Seuche im folgenden Jahre zugrunde.

Aber auch diese Leiden nahmen ein Ende. Mit Freuden kann die Chronik berichten: „Die Kaiserin Elisabeth starb den 5. Januar 1762. Den 1. May wurde der Friede mit Schweden und Rußland geschlossen, weil Peter III. darauf den Thron bestieg.“

## **V. Eine Jamunder Bäuerin am Hofe des Königs**

Wie vielen unserer Leser bekannt sein wird, steht noch heutigen Tages am Schlosse zu Potsdam ein uralter Baum, von einem eisernen Gitter umgeben und mit einer Tafel „Bittschriftenlinde“ versehen. Hier versammelten sich alle, die irgend eine Bitte persönlich dem alten Fritz überbringen wollten, und der König, der jedem seiner Untertanen sein Ohr lieb, ließ die Bittsteller, sobald er sie von dem Fenster seines Arbeitszimmers erspäht hatte, zu sich rufen und verhalf ihnen, wenn es sein Gerechtigkeitssinn irgend gestattete, zu ihrem Rechte.

Hier hat auch einst eine Jamunder Bäuerin, Barbara Volkmann, geb. Bulgrin, gestanden und des Königs Leutseligkeit erfahren. Darüber wollen wie in dem letzten Abschnitte unserer Ausführungen etwas berichten.

Barbara Bulgrin ist allerdings keine liebenswürdige Persönlichkeit gewesen, und wenn wir nicht auf den Spuren des alten Fritz gingen, würden wir nichts von ihr erzählt haben. Sie war ein trotziges, sturres Weib, von dem der Kösliner Geschichtsschreiber Haken sagt: „So lange noch Obrigkeit und Justiz ihre Macht im Lande entfalten konnten, war diesem boshaften Weibe Zaum und Gebiß ins Maul gelegt, als aber während des siebenjährigen Krieges die Russen in hiesiger Gegend erschienen, war sie nicht anders als ein Kettenhund, den der Fürst der Hölle losgelassen.“ Zur Erklärung ihres Charakters diene, daß sie von dem Brudermörder Paul Bulgrin – Wusseken abstammte, über den Folgendes überliefert wird:

In Wusseken herrschte der trotzig Ritter Paul Bulgrin, der mit seinem Bruder Bertes in heftigem Zwiste lebte, und ihn schließlich im Jähzorn erschlug. Als Buße für diese Todsünde wurde ihm aufgegeben, nach dem berühmten Wallfahrtsort St. Jago de Compostella in Spanien zu pilgern und hier am Grabe des hl. Jakobus die Vergebung seiner Missetat zu suchen. Gehorsam begab er sich auf die Pilgerfahrt, mußte aber im fernen Spanien zu seinem großen Erstaunen hören, daß seine Schuld zu schwer sei, als daß der Apostel ihn davon befreien könne. Es gebe für ihn auf der ganzen Welt nur eine Zufluchtsstätte, das sei die Kapelle der hl. Gottesmutter Maria auf dem Gollenberge bei Köslin im Herzogtum Pommern. Bei dieser Auskunft soll er geflucht und gewettert haben, daß man ihn zum Narren gehalten habe. Seine Pilgerfahrt hätte er wahrlich bequemer haben können. Wie oft sei er doch im nahen Gollenberge gewesen, wenn ihm seine Ochsen von der Weide dorthin entlaufen seien, und er sie zurückgeholt habe ! So mußte er denn umkehren, und nach seiner Rückkehr in die Heimat nahm er, wegen seiner Freveltat von den Bluträchern verfolgt, seinen kleinen Sohn mit sich aufs Pferd, trieb dasselbe bei Wusseken in den Jamunder See, schwamm so bis nach Labus und floh dann weiter. In Jamund setzte er den Kleinen ab und ließ ihn laufen. Die dortigen Bauern erbarmten sich des Knaben, der sich hier Brot erbettelte, und zogen ihn auf. Später erhielt er einen Bauernhof und wurde Stammvater der Bulgrine, die heute noch in Jamund und Umgegend leben. Er ist auch der Ahnherr der Barbara Bulgrin.

Die Kirchenchronik enthält von ihr nur verschiedene verschleierte Mitteilungen, sodaß man kein klares Bild erhalten kann; sie berichtet, Barbara Bulgrin, verheiratete Volkmann, habe aufrührerische Tendenzen verfolgt, sich gegen die Obrigkeit aufgelehnt und sei aus ihrem Bauernhofe exmittiert worden. Ja, sie hätte durch Ränke und Unverschämtheit, da sie in alle Gemäcker der Großen, selbst des Königs Friedrich II. und der verwitweten Königin eingedrungen wäre, ein günstiges Urteil erschlichen. Die Tradition berichtet hierüber Folgendes: In Jamund war es bei den Taufen Sitte, daß der Küster die feierliche Handlung durch Läuten mit der kleinen Glocke einleitete, wofür ihm ein Schilling entrichtet werden mußte. Dies Läuten aber unterblieb bei der Taufe des Kindes der Witwe Barbara Volkmann, weil auf dessen Geburt ein Makel ruhte. Trotzdem forderte der Küster den üblichen Schilling ein. Die Volkmann aber wies sein Ansinnen energisch zurück. „Ick bruch nich,“ so meinte sie, „to taulen, du hest jau nich lüdt.“ Da verklagte sie der Küster in Köslin, und Barbara wurde zur Zahlung des Taufschillings und in die Kosten verurteilt. Dazu aber war sie nicht erbötig, sondern verfocht ihr Recht mit der größten Hartnäckigkeit durch alle Instanzen. Das Hofgericht bestätigte jedoch das erste gerichtliche Erkenntnis und befahl ihr, nicht bloß den Taufschilling, sondern auch die durch den Prozeß entstandenen bedeutenden Kosten zu entrichten, und als dann die trotzig Witwe dies entschieden verweigerte, wurde ihr Hof zur Deckung der Gerichtskosten verkauft, und sie selber exmittiert. Dadurch aber wurde ihr Trotz nicht gebrochen, sondern sie erklärte zornig: „Töwt man, ick war nu nach Friedrich rieden,“ und ohne Säumen warf sie nun einen Sack auf einen Gaul, setzte sich darauf und ritt zum großen Preußenkönige nach Potsdam. Als sie endlich nach langer und strapazenreicher Reise vor dem Palais desselben angelangt war und in dasselbe eintreten wollte, wehrte ihr die Schildwache mit dem Bemerkten, daß hier niemand ohne Erlaubnis eintreten dürfe. Da alles Raisonieren nichts half, ging sie nun in ihrer auffallenden Jamunder Tracht, ihre Papiere hoch emporhaltend, vor den Fenstern des Königlichen Arbeitszimmers auf und nieder. Der König bemerkte sie endlich und schickte einen Pagen ab, der sie fragen mußte, was ihr Begehren wäre, und als sie entgegnet hatte, daß sie in einer wichtigen Angelegenheit die Hülfe des Königs nachsuche, ließ sie der leutselige Herrscher zu sich führen.

Als sie in sein Zimmer eingetreten war, rief sie in großer Erregung aus: „Friedrich, Friedrich, wenn Sei wüßten, wie et in Ehren Land taugeiht !“ Der König antwortete ihr: „Ich denke, es geht in meinem Land gut zu;“ aber die Jamunderin erwiderte: „Nee, nee !“ überreichte ihre Papiere und erzählte, wie es ihr ergangen wäre. Der König gab ihr nun den Bescheid, er würde die Sache sofort untersuchen lassen, und während dieser Zeit solle sie auf seine Kosten

in einem Gasthofe logieren, wohin ein Page, der ihr auch die Merkwürdigkeiten der Residenz zeigen sollte, sie führen würde. Als sie nun im Gasthofe erschienen war, fragte sie der Koch, was sie essen wollte. Sie antwortete ihm: Wat warst kauken ? Kauk Klüt un Fiegen ! (Backobst und Klöße.)

Es wird auch erzählt, der große König habe sie zu sich beschieden, als eine größere Anzahl Generale um ihn versammelt waren, um diesen die eigentümliche Tracht und das eigenartige Wesen der Jamunder Bäuerin zu zeigen. Da wäre Barbara unter die glänzende Versammlung getreten mit den Worten: „Gun Dag, Herr König, Sei hewwe hüt woll Gill (Gilde), dat is bi us ok Mod, wenn wie broakt und kleimt hewwe.“ Die gute Jamunderin meinte nämlich, daß am königlichen Hofe ähnliche Sitten wie in ihrem Heimdorfe herrschten. Hier ist es bis auf den heutigen Tag Brauch, daß, wenn jemand ein neues Haus oder neue Wirtschaftsgebäude auführt, jeder Wirt dazu eine Person zum Handdienst senden muß. Nach Vollendung des Baues versammelt sich dann das junge Volk zwei Abende hintereinander bei dem Bauherrn, wo man tanzt und aufs beste bewirtet wird. Ebenso hilft man einander beim Braken des Flachses, und es findet dann gleichfalls eine fröhliche Zusammenkunft statt, wofür der Jamunder den Ausdruck „Gilde“ gebraucht. Barbaras Erklärung rief unter den hohen Herren ein herzliches Gelächter hervor, was sie jedoch nicht im geringsten aus der Fassung brachte.

Man erzählt ferner, der König habe sie gefragt, wie es ihr in seiner Residenz gefalle, und Barbara habe erwidert: „Jau sie is't recht scheen, aber Sei sind man een schlechten Wirt.“ „Was,“ äußerte sich der König, „ich ein schlechter Wirt?“ Und die Bäuerin antwortete: „Jau, jau. Sei sind een schlechten Wirt, Sei hewwn jau keen Meß up Ehren Hof.“

Nach beendeter Untersuchung ließ sie der König wieder zu sich kommen und eröffnete ihr, sie solle nur ruhig auf seine Kosten wieder nach Hause reisen. Den Taufschilling brauche sie an den Küster nicht zu entrichten, und in den Hof solle sie auch wieder eingesetzt werden.

Doch gab sie sich mit diesem Bescheide nicht zufrieden. Sie verlangte vom Könige noch eine Schrift darüber, „süß,“ so meinte sie, „glöwe sei mi dat nich, wenn ick ehr dat ok segg.“

Doch dieser glückliche Ausgang ihres Streites beruhigte sie leider nicht. Der Küster und der Schulze des Dorfes hatten noch viel unter ihrer „Bosheit und Frevelsucht“ zu leiden, bis sie am 20. Januar 1762 starb. Um so heller erstrahlt auf diesem dunkeln Hintergrunde das Bild des großen Königs, der jedem seiner Untertanen, ohne Rücksicht auf die Person, gern und leutselig zu seinem Recht verhalf.

Hiermit schließen wir unsere Wanderung auf den Spuren des alten Fritz in unserer Heimatgend. Auch wir haben allen Grund, Gott dem Herrn zu danken, dass er uns vor 200 Jahren diesen großen Fürsten geschenkt hat. Der Segen, der von seiner Regierung ausgegangen ist, ist unermeßlich, und darum wird sein Bild und Andenken in unserm Herzen niemals erlöschen.

Aus „Bote vom Pommernstrand – Sonntagsblatt der Synode Rügenwalde (1912/5 – 7, 9 – 21)“.